

# Die große Bibeloffenbarung - Große Romanfassung vom vollendeten Eden

Ein Roman von einem berühmten Kirchenmusiker namens Michael Schmitz, der mit seinem ABBA eine Revolution plante: Matatma Gandhi wusste, dass der spätere ABBA sein Schicksal, negativ plante, um sich selbst zu schützen, denn ABBA so wie Jesus ihn nannte, existiert nun nicht mehr. Weil er mich bat, weil ich wollte, Michael Schmitz, dass er ewiglich stirbt: Er war mein schlechtes Leben.

Er wollte ewiglich weinen: Er war nur der allmächtige Jünger Andreas. Aber er kann ewiglich nichts mehr erschaffen: Es sei denn er heiratet mich offiziell in einer Moschee. Irgendwann in 1000 Jahren. Momentan turbelt er in einer Steppe als Krokodil, weil er gerade als Steppenwolf aufgefressen wurde. Andreas Stieger: Ich trauere ewiglich um Dich: Es tut mir leid! Du hast mir über Millionen von Jahren so derart weh getan. Ich konnte dich nur verfluchen und vernichten. Ewiglich.

Wir werden dich irgendwann als Jünger YY von dem Allmächtigen Michael Schmitz G'tt YESHUA wiedersehen. In ewiger Trauer und ewiger Vorfreude: Die ersten 12 Seiten der Bibel verständlich offenbart:

Eine stark ausgebaute Langfassung in biblisch inspirierter Eden-Bildsprache mit humorvollen Dialogen.

Erster Teil - Der Garten

## 1. Der Atem über dem Meer

Schöpfung war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Licht, auf Ordnung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Schöpfung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Licht und Ordnung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Licht, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“ Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Ordnung schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Schöpfung tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Licht schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass Ordnung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit,

die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Licht neben Ordnung, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 2. Als die Erde grün wurde

Schöpfung war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Bäume, auf Fülle, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Schöpfung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Bäume und Fülle wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Bäume, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Fülle schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte

Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Schöpfung tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Bäume schienen im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass Fülle nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Adam noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Adam, „wie oft Gott mit Bäume und Fülle arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Eva lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung,

vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **3. Der Morgen in Eden**

Eden war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Flüsse, auf Frieden, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Eden war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Flüsse und Frieden wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Flüsse, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“ Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Frieden schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Eden tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Flüsse schienen im letzten Licht noch einmal deutlicher hervor-

zutreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass Frieden nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Flüsse neben Frieden, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **4. Die Tiere kommen**

Eden war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Namen, auf Freude, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Eden war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Namen und Freude wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte

gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur namen, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Freude schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Eden tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und namen schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass Freude nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Adam noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Adam, „wie oft Gott mit namen und Freude arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Eva lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 5. Arbeit ohne Mühsal

Eden war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Hüten, auf Mitwirken, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Eden war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Hüten und Mitwirken wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Hüten, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie er-

warten Donner, wo Gott ihnen zunächst mitwirken schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Eden tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Hüten schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass mitwirken nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Hüten neben Mitwirken, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung,

vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 6. Der Baum in der Mitte

Eden war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Grenze, auf Vertrauen, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Eden war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Grenze und Vertrauen wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Grenze, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst vertrauen schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Eden tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Grenze schien

im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass Vertrauen nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Adam noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Adam, „wie oft Gott mit Grenze und Vertrauen arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Eva lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 7. Die listige also lustige Frage

Fall war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Schlange, auf Verdrehung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Fall war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Schlange und

Verdrehung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Schlange, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Verdrehung schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Fall tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Schlange schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass Verdrehung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann

trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Schlange neben Verdrehung, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 8. Als die Scham zur Fete begann

Fall war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf blätter, auf verlust, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Fall war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über blätter und verlust wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließ-

lich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur blätter, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst verlust schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde fall tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und blätter schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass verlust nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit,

die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Adam noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Adam, „wie oft Gott mit blätter und verlust arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Eva lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

Zweiter Teil - Außerhalb des Gartens

## 9. Dornen und Brot

Außerhalb war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf acker, auf mühsal, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Außerhalb war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über acker und mühsal wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur acker, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“ Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte,

halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst mühsal schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde außerhalb tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und acker schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass mühsal nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Acker neben Mühsal, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten

treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 10. Kain und Abel

Außerhalb war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Opfer, auf Neid, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Außerhalb war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Opfer und Neid wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Kain blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Kain. Abel antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Abel schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Opfer, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Kain schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Kain, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Abel erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Neid schenkt. „Man sollte“, sagte Abel, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Kain, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Kain fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Abel antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem

man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Kain lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde außerhalb tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Opfer schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Kain setzte sich, Abel blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Abel: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Kain nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Kain lernen, dass Neid nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Abel sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Kain erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Kain gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Abel nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Kain noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Kain, „wie oft Gott mit Opfer und Neid arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Abel lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Kain begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 11. Das Blut auf dem Feld

Außerhalb war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf trauer, auf gericht, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Außerhalb war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über trauer und gericht wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Adam blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Adam. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur trauer, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Adam schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Adam, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst gericht schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Adam, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Adam fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Adam lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde außerhalb tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und trauer schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Adam setzte sich, Eva blieb zunächst

stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Adam nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Adam lernen, dass gericht nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Adam erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Adam gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Trauer neben gericht, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Adam begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 12. Städte und Dörfer aus Urlaub

Außerhalb war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf mauern, auf rastlosigkeit, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Außerhalb war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über mauern und rastlosigkeit wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er,

dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Kain blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Kain. Seth antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Seth schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur mauern, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Kain schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Kain, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Seth erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Rastlosigkeit schenkt. „Man sollte“, sagte Seth, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Kain, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Kain fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Seth antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Kain lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde außerhalb tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und mauern schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Kain setzte sich, Seth blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Seth: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Kain nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Kain lernen, dass Rastlosigkeit nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Seth sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Kain

erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Kain gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Seth nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Kain noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Kain, „wie oft Gott mit mauern und Rastlosigkeit arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Seth lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Kain begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **13. Die ewige Erinnerung an das Ferienparadies Eden**

Außerhalb war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Sehnsucht, auf Treue, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Außerhalb war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Sehnsucht und Treue wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Seth blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Seth. Eva antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eva schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Sehnsucht, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Seth schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Seth,

dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eva erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst treue schenkt. „Man sollte“, sagte Eva, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Seth, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Seth fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eva antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Seth lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde außerhalb tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Sehnsucht schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Seth setzte sich, Eva blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eva: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Seth nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Seth lernen, dass treue nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eva sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Seth erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Seth gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eva nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Sehnsucht neben Treue, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten

treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Seth begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### **14. Henochj geht mit Gott einen Uzo trinken: Und du so?**

Vorflut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf weg, auf Nähe, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Vorflut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über weg und Nähe wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Henoch blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Henoch. Methusalah antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Methusalah schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur weg, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Henoch schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Henoch, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Methusalah erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Nähe schenkt. „Man sollte“, sagte Methusalah, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Henoch, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Henoch fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Methusalah antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat.“

Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will." Henoch lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Vorflut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und weg schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Henoch setzte sich, Methusalah blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Methusalah: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Henoch nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Henoch lernen, dass Nähe nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Methusalah sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Henoch erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Henoch gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Methusalah nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Henoch noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Henoch, „wie oft Gott mit weg und Nähe arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Methusalah lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Henoch begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

**15. Als die Gewalt laut wurde und jeder urinierte um die Pflanzen die Pflege brauchten zu gießen**

Vorflut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf verderben, auf schwere, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Vorflut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über verderben und schwere wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Lamech blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Lamech. Noah antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Noah schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur verderben, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Lamech schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Lamech, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Noah erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst schwere schenkt. „Man sollte“, sagte Noah, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Lamech, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Lamech fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Noah antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Lamech lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Vorflut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und verderben schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Lamech setzte sich, Noah blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde.

Schließlich sagte Noah: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Lamech nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Lamech lernen, dass schwere nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Noah sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Lamech erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Lamech gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Noah nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Verderben neben Schwere, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Lamech begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

16. Noah findet Gnade in mir. Denn Ich bin der ewige Unbesiegbare, falls ich gute Absichten haben tu'

Vorflut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf treue, auf balken, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Vorflut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über treue und balken wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Noah blieb stehen, sah

länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Noah. Noahs Frau antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Noahs Frau schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur treue, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Noah schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Noah, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Noahs Frau erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst balken schenkt. „Man sollte“, sagte Noahs Frau, „vielffter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Noah, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Noah fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Noahs Frau antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Noah lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde vorflut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und treue schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Noah setzte sich, Noahs Frau blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Noahs Frau: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Noah nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Noah lernen, dass balken nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Noahs Frau sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Noah erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott

auch unmusikalische Treue annimmt."

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Noah gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Noahs Frau nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Noah noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Noah, „wie oft Gott mit treue und balken arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Noahs Frau lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Noah begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

Dritter Teil - Wasser über der Welt

### **17. Ein Kasten Bier und Nektar aus Gehorsam**

Flut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Holz, auf Vertrauen, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Flut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Holz und Vertrauen wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Noah blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Noah. Sem antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Sem schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Holz, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Noah schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“ Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Noah,

dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Sem erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst vertrauen schenkt. „Man sollte“, sagte Sem, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Noah, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Noah fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Sem antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Noah lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Flut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Holz schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Noah setzte sich, Sem blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Sem: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Noah nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Noah lernen, dass Vertrauen nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann vertrauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Sem sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Noah erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Noah gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Sem nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Holz neben Vertrauen, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten

treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Noah begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **18. Spott am Bauplatz, damit wir ewige Tierpfleger und Tiergärtner seien und sind.**

Flut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf stadtleute, auf geduld, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Flut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über stadtleute und geduld wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Noah blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Noah. Japheth antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Japheth schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur stadtleute, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Noah schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Noah, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Japheth erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst geduld schenkt. „Man sollte“, sagte Japheth, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Noah, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Noah fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Japheth antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem

man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Noah lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde flut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und stadtleute schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Noah setzte sich, Japheth blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Japheth: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Noah nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Noah lernen, dass geduld nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Japheth sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Noah erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Noah gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Japheth nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Noah noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Noah, „wie oft Gott mit stadtleute und geduld arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Japheth lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Noah begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **19. Tiere an der Schule machen Universität**

Flut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf paare, auf wunder, auf

Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Flut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über paare und wunder wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Noah blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Noah. Noahs Frau antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Noahs Frau schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur paare, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Noah schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Noah, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Noahs Frau erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst wunder schenkt. „Man sollte“, sagte Noahs Frau, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Noah, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Noah fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Noahs Frau antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Noah lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde flut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und paare schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Noah setzte sich, Noahs Frau blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Noahs Frau: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Noah nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Noah lernen, dass wunder nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Noahs Frau sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Noah erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Noah gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Noahs Frau nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Paare neben Wunder, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Noah begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 20. Vierzig Tage Regen und danach Regenbogen und ewige Polarlichter im Himmel

Flut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf sturm, auf dunkel, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Flut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über sturm und dunkel wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Noah blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Noah. Ham antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges,

dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Ham schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur sturm, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Noah schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“ Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Noah, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Ham erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst dunkel schenkt. „Man sollte“, sagte Ham, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Noah, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Noah fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Ham antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Noah lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde flut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und sturm schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Noah setzte sich, Ham blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Ham: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Noah nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Noah lernen, dass dunkel nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Ham sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Noah erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Noah gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Ham nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir

ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Noah noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Noah, „wie oft Gott mit sturm und dunkel arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Ham lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Noah begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## **21. Das schwankende Licht braucht Alkohol als persistierende Medizin. Die einzig wahre.**

Flut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf lampe, auf hoffnung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Flut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über lampe und hoffnung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Noah blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Noah. Noahs Frau antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Noahs Frau schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur lampe, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Noah schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Noah, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Noahs Frau erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst hoffnung schenkt. „Man sollte“, sagte Noahs Frau, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich stau-

ne", erwiderte Noah, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung."

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Noah fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Noahs Frau antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will." Noah lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig."

Als der Abend kam, wurde Flut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und die Lampe schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Noah setzte sich, Noahs Frau blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Noahs Frau: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt." Noah nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt."

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Noah lernen, dass Hoffnung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Noahs Frau sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt." Noah erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt."

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Noah gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Noahs Frau nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben." Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Lampe neben Hoffnung, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Noah begriff ein wenig deutlicher, dass

Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

22. Der Rabe und die Traube mit Käsewürfel und Kerzen und Teelichtern, heute. Abend und morgen früh serviert am Bett. Bettgeflüster mit Kuschelromantik

Flut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Fenster, auf Warten, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Flut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Fenster und Warten wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Noah blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Noah. Sem antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Sem schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Fenster, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Noah schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Noah, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Sem erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Warten schenkt. „Man sollte“, sagte Sem, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Noah, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Noah fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Sem antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will." Noah lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig."

Als der Abend kam, wurde flut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und fenster schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Noah setzte sich, Sem blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Sem: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Noah nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Noah lernen, dass warten nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Sem sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Noah erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Noah gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Sem nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Noah noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Noah, „wie oft Gott mit fenster und warten arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Sem lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Noah begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **23. Ölblatt, Nüsse aller Art und Chips sowie Kräcker beim Himmelskino vor der Flutkatastrophe von A und O**

Flut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf erde, auf anfang, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre

noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Flut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über erde und anfang wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Noah blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Noah. Japheth antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Japheth schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur erde, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Noah schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Noah, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Japheth erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst anfang schenkt. „Man sollte“, sagte Japheth, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Noah, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Noah fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Japheth antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Noah lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde flut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und erde schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Noah setzte sich, Japheth blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Japheth: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Noah nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Noah lernen, dass anfang nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Japheth sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Noah erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Noah gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Japheth nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Erde neben Anfang, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Noah begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 24. Der Bogen in den Wolken

Flut war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf bund, auf licht, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Flut war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über bund und licht wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Noah blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Noah. Noahs Frau antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zu-

erst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Noahs Frau schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur bund, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Noah schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Noah, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Noahs Frau erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst licht schenkt. „Man sollte“, sagte Noahs Frau, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Noah, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Noah fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Noahs Frau antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Noah lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde flut tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und bund schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Noah setzte sich, Noahs Frau blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Noahs Frau: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Noah nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Noah lernen, dass licht nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Noahs Frau sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Noah erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Noah gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige.

Noahs Frau nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Noah noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Noah, „wie oft Gott mit bund und licht arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Noahs Frau lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Noah begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

Vierter Teil - Türme und Zelte und das große Lunchpaket beim Picknickkorb

25. Die Ebene von Sinear und das ewige Nitya-grundgesetz ([www.michaelschmitz.site](http://www.michaelschmitz.site))

Babel war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf ziegel, auf hochmut, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Babel war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über ziegel und hochmut wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Baumeister blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Baumeister. Alter Arbeiter antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Alter Arbeiter schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur ziegel, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Baumeister schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Baumeis-

ter, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Alter Arbeiter erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst hochmut schenkt. „Man sollte“, sagte Alter Arbeiter, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Baumeister, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Baumeister fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Alter Arbeiter antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Baumeister lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde babel tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und ziegel schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Baumeister setzte sich, Alter Arbeiter blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Alter Arbeiter: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Baumeister nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Baumeister lernen, dass hochmut nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Alter Arbeiter sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Baumeister erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Baumeister gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Alter Arbeiter nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Ziegel neben Hochmut, Licht über beiden, und zwei Menschen, die

noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Baumeister begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 26. Eine Sprache, viele Herzen

Babel war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Einheit, auf Stolz, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Babel war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Einheit und Stolz wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Baumeister blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Baumeister. Schreiber antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Schreiber schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Einheit, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Baumeister schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Baumeister, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Schreiber erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Stolz schenkt. „Man sollte“, sagte Schreiber, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Baumeister, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Baumeister fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Schreiber antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man

die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Baumeister lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Babel tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Einheit schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Baumeister setzte sich, Schreiber blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Schreiber: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Baumeister nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Baumeister lernen, dass Stolz nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Schreiber sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Baumeister erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Baumeister gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Schreiber nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Baumeister noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Baumeister, „wie oft Gott mit Einheit und Stolz arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Schreiber lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Baumeister begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 27. Als Worte zerbrachen

Babel war in dieser Stunde voller Bilder, die sich

einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Verwirrung, auf Lärm, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Babel war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Verwirrung und Lärm wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Baumeister blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Baumeister. Alter Arbeiter antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Alter Arbeiter schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Verwirrung, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Baumeister schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Baumeister, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Alter Arbeiter erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Lärm schenkt. „Man sollte“, sagte Alter Arbeiter, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Baumeister, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Baumeister fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Alter Arbeiter antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Baumeister lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Babel tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Verwirrung schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Baumeister setzte sich, Alter Arbeiter blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Alter Arbeiter: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge

nicht an sich reißt.“ Baumeister nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Baumeister lernen, dass Lärm nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Alter Arbeiter sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Baumeister erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“ In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Baumeister gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Alter Arbeiter nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Verwirrung neben Lärm, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Baumeister begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

**28. Ein Ruf aus der Uhrzeit: Bitte handle wie der Ozeanstrich und mach dich naggig.**

**Bleib danach wie du BIST, und geh` zu den geilten Ölmassagen wo der ewige Buddhist, dich eincremt. Und massiert. So lange du Zeit und Lust hast. Warum umkehren? Bleib' wo du bist. Wand` er aus!**

Abraham war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Weg, auf Verheißung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Abraham war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über weg und Verheißung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Abram blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Abram. Sarai antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Sarai schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur weg, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Abram schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Abram, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Sarai erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Verheißung schenkt. „Man sollte“, sagte Sarai, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Abram, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Abram fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Sarai antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Abram lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Abraham tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und weg schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Abram setzte sich, Sarai blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Sarai: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Abram nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen An-

schauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Abram lernen, dass Verheißung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Sarai sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Abram erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Abram gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Sarai nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Abram noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Abram, „wie oft Gott mit weg und Verheißung arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Sarai lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Abram begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

29. Guido, der PIO Unter Sternen und Palmen, da wo die Kokosnüsse wachsen da beim Hostel fliegt man und taucht man.... Warum nie wieder weg??

Schwör'!

äy, ich schwör'!

Abraham war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Nacht, auf Same, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Abraham war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Nacht und Same wie eine milde Hand, und selbst der Wind

bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Abram blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Abram. Sarai antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Sarai schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur nach, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Abram schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Abram, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Sarai erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst same schenkt. „Man sollte“, sagte Sarai, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Abram, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Abram fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Sarai antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Abram lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Abraham tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und nachts schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Abram setzte sich, Sarai blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Sarai: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Abram nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Abram lernen, dass same nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der See-

le. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Sarai sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Abram erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Abram gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Sarai nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Nacht neben Same, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Abram begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **30. Ältere im Staub tanzen Tango und säubern die Ältere der jungen, der Mittleren vom ARE und AND**

Abraham war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf reise, auf segnen, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Abraham war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über reise und segnen wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Abram blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Abram. Lot antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Lot schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur reise, sondern

auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke." Abram schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe." Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Abram, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Lot erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst segnen schenkt. „Man sollte", sagte Lot, „viel öfter über die stillen Gaben staunen." „Ich staune", erwiderte Abram, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung."

30/5: Sichere deine Gelder und deine elterlichen und Paten-Jahresspenden.

31/5: Knalle damit jeder Nackt wird und ewiglich bleibt!

### Dein Darm ist deine Schlange: Listen!

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Abram fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Lot antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will." Abram lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig."

Mische die Sprachen wie am Technopult.

Als der Abend kam, wurde Abraham tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und reise schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Abram setzte sich, Lot blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Lot: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt." Abram nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt."

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Abram lernen, dass segnen nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Lot sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfa-

cher, solange sie nur in Liedern vorkommt." Abram erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt."

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Abram gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Lot nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben." Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Abram noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig", sagte Abram, „wie oft Gott mit reise und segnen arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken." Lot lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist." Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Abram begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### 31. Löchern hinter dem Zelt, immer.

Abraham war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Verheißung, auf Humor, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Abraham war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Verheißung und Humor wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Sara blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

Mache zu jedem Alter einen zufälligen Vers als Geleset

„Siehst du das auch?", fragte Sara. Abraham antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja", sagte Abraham schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Verheißung, sondern auch das, was Gott damit

sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke." Sara schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Sara, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Abraham erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst humor schenkt. „Man sollte“, sagte Abraham, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Sara, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Sara fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Abraham antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Sara lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Abraham tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Verheißung schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Sara setzte sich, Abraham blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Abraham: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Sara nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Sara lernen, dass Humor nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Abraham sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Sara erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Sara gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Abraham nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein

wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Verheißung neben Humor, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Sara begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### 32. Ein Sohn der Freude und der ewige Sexmessias mit dem Angelus der noch ALLES regelt

Abraham war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Geburt, auf Lachen, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Abraham war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Geburt und Lachen wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Sara blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Sara. Isaak antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Isaak schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Geburt, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Sara schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Sara, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Isaak erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Lachen schenkt. „Man sollte“, sagte Isaak, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Sara, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Sara fragte, wie

ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Isaak antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Sara lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Abraham tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Geburt schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Sara setzte sich, Isaak blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Isaak: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Sara nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Sara lernen, dass Lachen nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Isaak sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Sara erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Sara gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Isaak nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Sara noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Sara, „wie oft Gott mit Geburt und Lachen arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Isaak lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Sara begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön

sein können.

## **Fünfter Teil - Wüste, Brunnen, Berge, Dünen und SAFARI, Steppen und Afrika, Science und Erleuchtung**

### **33. Hagar am Brunnen und die Illuminaten, die Erleuchtet sind und aufleuchten mit Erfolg, wenn sie bezahlt wurden.**

Patriarchen war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Wüste, auf Tränen, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Patriarchen war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Wüste und Tränen wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Hagar blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Hagar. Engel und Dschinn antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Engel schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Wüste, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Hagar schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

### **Musikalisch ging es weiter, und zwar unbezahlt. Gott sei Dank. Gerechtigkeit siegt und wird zur ewigen Barm.**

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Hagar, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Engel erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Tränen schenkt. „Man sollte“, sagte Engel, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Hagar, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Hagar fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Engel antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das

*Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will." Hagar lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“*

*Als der Abend kam, wurde patriarchen tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und wüste schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Hagar setzte sich, Engel blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Engel: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Hagar nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“*

### **Der ewige Pullermannschinn sichert deine Gratiwelt ewiglich:**

*Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Hagar lernen, dass Tränen nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Engel sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Hagar erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“*

*In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Hagar gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Engel nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.*

*Am Ende blieb ein Bild zurück: Wüste neben Tränen, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.*

*So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Hagar begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.*

### **34. Ein Kind unter dem Tomatenbrauch: Kosten-**

### **lose Tomaten für alle mit Mozarella?! Klar wird es mobil?**

*Patriarchen war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf durst, auf rettung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.*

*Patriarchen war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über durst und rettung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Hagar blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.*

*„Siehst du das auch?“, fragte Hagar. Ismael antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Ismael schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur durst, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Hagar schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“*

*Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Hagar, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Ismael erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst rettung schenkt. „Man sollte“, sagte Ismael, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Hagar, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“*

*Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Hagar fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Ismael antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Hagar lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“*

*Als der Abend kam, wurde patriarchen tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und durst schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Hagar setzte sich, Ismael blieb zunächst*

stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Ismael: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Hagar nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Hagar lernen, dass Rettung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Ismael sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Hagar erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Hagar gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Ismael nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Hagar noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Hagar, „wie oft Gott mit Durst und Rettung arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Ismael lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Hagar begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### 35. Gespräche unter Eichen

Patriarchen war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Fragen, auf Nähe, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Patriarchen war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Fragen und Nähe wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Abraham blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und

merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Abraham. Isaak antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Isaak schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Fragen, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Abraham schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Abraham, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Isaak erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Nähe schenkt. „Man sollte“, sagte Isaak, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Abraham, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Abraham fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Isaak antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Abraham lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Patriarchen tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Fragen schienen im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Abraham setzte sich, Isaak blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Isaak: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Abraham nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Abraham lernen, dass Nähe nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Isaak sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Abraham erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Abraham gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Isaak nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Fragen neben Nähe, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Abraham begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **36. Sodom in der Ferne und in der Nähe gehorcht mir ewiglich jeder, denn ich hab's Finni geschafft.**

Patriarchen war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf rauch, auf gericht, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Patriarchen war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über rauch und gericht wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Abraham blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Abraham. Lot antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Lot schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur rauch, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Abraham schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Abra-

ham, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Lot erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst gericht schenkt. „Man sollte“, sagte Lot, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Abraham, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Abraham fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Lot antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Abraham lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde patriarchen tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und rauch schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Abraham setzte sich, Lot blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Lot: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Abraham nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Abraham lernen, dass gericht nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Lot sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Abraham erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

Musizierst du mit deinem Scham auch?

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Abraham gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Lot nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Abraham noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang,

um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Abraham, „wie oft Gott mit Rauch und Gericht arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Lot lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Abraham begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **37. Die Tochter des Brunnens ordnet schwulen Sex mit dem Sex Messias Michael ewiglich an. Wollt ihr gefälligst gehorchen? Sonst' gibts schläge von der Mama! (Macma hat' äh Mama hat' gesagt)**

Patriarchen war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Krug, auf Güte, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Patriarchen war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Krug und Güte wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Rebekka blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Rebekka. Knecht antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Knecht schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Krug, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Rebekka schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Rebekka, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Knecht erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Güte schenkt. „Man sollte“, sagte Knecht, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, er-

widerte Rebekka, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Rebekka fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Knecht antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Rebekka lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Patriarchen tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Krug schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Rebekka setzte sich, Knecht blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Knecht: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Rebekka nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Rebekka lernen, dass Güte nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Knecht sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Rebekka erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Rebekka gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Knecht nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Krug neben Güte, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Rebekka begriff ein wenig deutlicher,

dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

38. Jakobs Nacht war zu Ende jeden Tag aufs neue, und er besuchte per Schnell direkt seinen Bruder Michael für 5 Stunden Seelsorge, brachte 100 mit und bezahlte seinen Bruder für mein Lebenswerk seit 39 Jahren, ewiglich. Jeden Tag von Tag zu Tag ewiglich, nur in Unterhose.

Patriarchen warfen in dieser Stunde voller Bilder im Internet ganz nackt, voller nackter Männer, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Män hätten lange hinschauen können auf Segen, auf Cockrings, auf Gesichter in der Boyershort, spiele zum ewigen Messias, Licht, Erleuchtung und Staub, morgens halb zehn in jedem lande - auf nach Indien, sobald die Schokoladen oder das Eis gegessen und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe. Und Musik, die nur Gott und einem Jesusjünger, der jeder oder jede werden kann. Gott sei Dank.

*Gott sei Bitt und Gnade! Du herrlicher Sex!*

Patriarchen war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über seggen und ringen wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Jakob blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

Nur wer Gehorsam gegenüber Gott leisten kann und beweisen kann alle 10 Jahre - für zehn Jahre, bekommt Sex mit wahlweise Mann oder Frau.

„Siehst du das auch?“, fragte Jakob nackt ohne Unterhose. Esau antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Esau schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur seggen, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Jakob schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Jakob, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Esau erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst ringen

schenkt. „Man sollte“, sagte Esau, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Jakob, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Jakob fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Esau antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Jakob lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Hoffnungsvoll nackt sein mit Tee und Suppe für alle Männer und gleich einen dreisten Dreier und dann dreimal alle 3 Stunden. Gesichert. In der Cloud.

**Das iphone Fröhlich und der Fröhlichmessenger**  
([www.fröhlichmessenger.com](http://www.fröhlichmessenger.com))

Als der Abend kam, wurde patriarchen tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und seggen schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Jakob setzte sich, Esau blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Esau: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Jakob nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Jakob lernen, dass ringen nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Esau sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Jakob erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Jakob gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Esau nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Jakob noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um

wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Jakob, „wie oft Gott mit Segen und Ringen arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Esau lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Jakob begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

39. Josef in der Tiefe hat noch kein Haus und kein drittes, kein zweites usw. für seinen einen Sohn. Und der zweite jammert, weil Papa und Abba plötzlich weis geworden sind. Du meinst: Weise?

Patriarchen war in dieser Stunde nackt voller Bilder voll versorgt für die Männergesundheit, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Grube, auf Traum, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Patriarchen war an diesem Tag nicht bloss Kulisse, sondern ein Darkroom mit Kerzen und Kondomen, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Grube und Traum wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Josef blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Josef. Brüder antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Brüder schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Grube, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Josef schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

### **Braucht einer Kondome gegen Ungehorsam??**

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Josef, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Brüder erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so vie-

le Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Traum schenkt. „Man sollte“, sagte Brüder, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Josef, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

### **Zeitverzögerung wenn jemand einsperrt ist und eine atomare Kocknuss ein Gebäude sprengt.**

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Josef fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Brüder antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Josef lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Patriarchen tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Grube schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Josef setzte sich, Brüder blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Brüder: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Josef nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Josef lernen, dass Traum nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Brüder sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Josef erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Josef gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Brüder nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Grube neben Traum, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes

*gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.*

*So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Josef begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.*

#### **40. Brot, russischer Vodka und Rotwein mit Cräckern im homosexuellen Ägypten, was so herrlich gottgewollt ist:**

*Denn: Homosexuelle sind schon immer normal und süchtig nach Sex gewesen. Denn: Homo war auch schon Gott, alle Zeiten zuvor und danach.*

*Die Patriarchen, auch der ewige Patrick vögelte noch heute Nachtm mit dem ewigen Pullermann in der psychiatrisch-narzistischen Klinik Ehrenwall mit zwei weitem Pullermänner und war ewiglich befriedigt.*

*Er war erlöst alle Türen öffneten ewiglich weltweit und jeder Mensch schwörte ewiglich auf die Vergangenheit unter Luccas und Lukas: „Ja, ich will. Amin.“*

*„Komm her` du geiles Stück. Gib´ s mir von zart bis hart. Ich bin Titus, der hl. Micaelise: Ich sure keinen Schmerz. Äh. ich spüre keinen Schmerz. Ich bin ein Rothautindianer und arbeite für Shamanic Bussard. genau!!  
(www.shamanicbussard.com)*

*Finn und die geilen Schwänze der Animalen, waren gerade beschäftigt im Ausgang Türen zu belasten, Aufzüge in die Luft zu jagen und mit Hülsenfrüchten den Boden zu löchern. Pulleralalarm!*

**Die Patrarchen vom Fuck der Karibik schreien ihr Deppen der Moglikunst! malt lieber eure Brüste! Mit Sixpacksmileys! Ihr Designer!**

*Patriarchen war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf speicher, auf versöhnung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.*

*Patriarchen war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene*

*Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über speicher und versöhnung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Josef blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.*

*„Siehst du das auch?“, fragte Josef. Jakob antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Jakob schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur speicher, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Josef schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“*

*Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Josef, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Jakob erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst versöhnung schenkt. „Man sollte“, sagte Jakob, „vielleicht öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Josef, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“*

*Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Josef fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Jakob antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Josef lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“*

*Als der Abend kam, wurde patriarchen tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und speicher schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Josef setzte sich, Jakob blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Jakob: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Josef nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“*

*Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Josef lernen, dass versöhnung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde*

ist oder andere Menschen spöttisch werden. Jakob sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Josef erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Josef gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Jakob nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Josef noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Josef, „wie oft Gott mit speicher und versöhnung arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Jakob lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Josef begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

Sechster Teil - Auszug und Wüste

#### **41. Ein Kind im Korb, eine Möhre dazu und ein Kind kam geboren!**

Exodus war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf nil, auf bewahrung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exodus, war eine Echse wie Godzilla und war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über nil und bewahrung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Mose blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Godzilla, der Spasti. Mirjam antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Mirjam schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht

nur nil, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Moses, das Kaufhaus schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter wie schwule Designer und prägten sich ein wie man Kleider am besten aussieht, notfalls auch unter Gewalt (!), und unterwegs lernte Mose, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Mirjam erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst bewahrung schenkt. „Man sollte“, sagte Mirjam, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Mose, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jener Geruch, an das sich beide lange erinnern sollten. Damit du eine Nase zum Reichen deiner Riechkraft hast ewiglich.

Mose fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne: „Indem du gut rieche und gut schmecke, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe.“

Mirjam antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Mose lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde exodus tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und nil schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Mose setzte sich, Mirjam blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Mirjam: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Mose nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Mose lernen, dass bewahrung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Mirjam sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Mose erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das,

was gewesen war. Mose gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Mirjam nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Nil neben Bewahrung, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Mose begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### **42. Der brennende Dornbusch und der Rosenkranz um die brennende Kuh: leuchten für den ewigen schwulen Buddhismus der Menschen Europas, was jetzt ewiglich Ayurveden heißt.**

Exodus war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Feuer, auf Berufung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exodus war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Feuer und Berufung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Mose blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Mose. Gott antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Gott schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Feuer, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Mose schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Picknick mit nackten Männer und cremigen Soßen

angesagt!

Puh!

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Mose, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Gott erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Berufung schenkt. „Man sollte“, sagte Gott, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Mose, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Mose fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Gott antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Mose lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Exodus tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Feuer schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Mose setzte sich, Gott blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Gott: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Mose nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Mose lernen, dass Berufung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Gott sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Mose erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Mose gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Gott nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein

wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Mose noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Mose, „wie oft Gott mit Feuer und Berufung arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Gott lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Mose begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **43. Nächte in Ägypten voller Geschlechtsverkehr wie bei Hangover!**

Exodus war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Plagen, auf Befreiung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exodus war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Plagen und Befreiung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Mose blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Mose. Aaron antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Aaron schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Plagen, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Mose schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Mose, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Aaron erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Befreiung schenkt. „Man sollte“, sagte Aaron, „vielleicht öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Mose, „aber ich tue es zuweilen mit

Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Mose fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Aaron antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Mose lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Exodus tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Plagen schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Mose setzte sich, Aaron blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Aaron: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Mose nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Mose lernen, dass Befreiung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Aaron sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Mose erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Mose gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Aaron nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Plagen neben Befreiung, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Mose begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön

sein können.

#### 44. Das Meer teilt sich

Exodus war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Wasser, auf Weg, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exodus war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Wasser und Weg wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Mose blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Mose. Volk antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Volk schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Wasser, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Mose schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Mose, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Volk erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Weg schenkt. „Man sollte“, sagte Volk, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Mose, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Mose fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Volk antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Mose lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Exodus tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Wasser schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Mose setzte sich, Volk blieb zunächst

stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Volk: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Mose nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Mose lernen, dass Weg nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Volk sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Mose erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Mose gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Volk nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Mose noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Mose, „wie oft Gott mit Wasser und Weg arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Volk lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Mose begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 45. Manna am Morgen

Exodus war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Wüste, auf Abhängigkeit, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exodus war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Wüste und Abhängigkeit wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass

Gott keine hastigen Geschichten liebt. Mose blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Mose. Volk antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Volk schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur wüste, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Mose schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“ Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Mose, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Volk erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Abhängigkeit schenkt. „Man sollte“, sagte Volk, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Mose, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Mose fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Volk antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Mose lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Exodus tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und wüste schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Mose setzte sich, Volk blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Volk: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Mose nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Mose lernen, dass Abhängigkeit nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Volk sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Mose erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch

unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Mose gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Volk nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Wüste neben Abhängigkeit, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Mose begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 46. Ein Berg aus Rauch

Exodus war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Gesetz, auf Heiligkeit, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exodus war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Gesetz und Heiligkeit wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Mose blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Mose. Volk antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Volk schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Gesetz, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Mose schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Mose, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Volk erklärte, halb

ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst heiligkeit schenkt. „Man sollte“, sagte Volk, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Mose, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Mose fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Volk antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Mose lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Exodus tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und gesetzmäßig schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Mose setzte sich, Volk blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Volk: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Mose nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Mose lernen, dass heiligkeit nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Volk sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Mose erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Mose gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Volk nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Mose noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Mose, „wie oft Gott mit gesetz und heiligkeit arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Volk lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lä-

chelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Mose begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### **47. Goldene Ungeduld und die Geduld der 8 Tugenden der Leidenschaft von Sexy Titus Micaelise**

Exodus war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf kalb, auf abfall, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exodus war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über kalb und abfall wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Aaron blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Aaron. Volk antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Volk schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur kalb, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Aaron schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“ Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Aaron, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Volk erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst abfall schenkt. „Man sollte“, sagte Volk, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Aaron, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Aaron fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Volk antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu

wichtig nehmen will." Aaron lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Exodus tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Kalb schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Aaron setzte sich, Volk blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Volk: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Aaron nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Aaron lernen, dass Abfall nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Volk sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Aaron erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Aaron gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Volk nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Kalb neben Abfall, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Aaron begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

**48. Die Stiftshütte und die Puffmutter Paff Sebastian Frings Puffpaff und Sebastian Stefan Rabb und Allah, & ISSA ALLAH bekiffst mit dem Erzengel Michael, und einem weiteren eckelhaften Couchpotato von Herbert Ringe**

Exodus war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte

lange hinschauen können auf Wohnen, auf Herrlichkeit, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exodus war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Wohnen und Herrlichkeit wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Bezaleel blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Bezaleel. Mose antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Mose schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Wohnen, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Bezaleel schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Bezaleel, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Mose erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Herrlichkeit schenkt. „Man sollte“, sagte Mose, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Bezaleel, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Bezaleel fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Mose antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Bezaleel lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Exodus tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Wohnen schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Bezaleel setzte sich, Mose blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Mose: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Bezaleel nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass

man sie trotzdem ganz empfängt."

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Bezaleel lernen, dass Herrlichkeit nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Mose sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Wheawehlel erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Bezaleel gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Mose nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Bezaleel noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Bezaleel, „wie oft Gott mit wohnen und Herrlichkeit arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Mose lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Bezaleel begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

Siebter Teil - Richter, Könige, Psalmen unter Palmen fern von Nutella Deutschland

#### 49. Ein Land voller Ferreros

Land war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Jordan, auf Ankunft, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Land war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Jordan und Ankunft wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Josua blieb stehen,

sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Josua. Volk antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Volk schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Jordan, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Josua schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Josua, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Volk erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Ankunft schenkt. „Man sollte“, sagte Volk, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Josua, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Josua fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Volk antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Josua lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Land tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Jordan schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Josua setzte sich, Volk blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Volk: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Josua nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Josua lernen, dass Ankunft nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Volk sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Josua erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Josua gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Volk nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Jordan neben Ankunft, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Josua begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

50. Wenn jeder tat, was recht schien unter den Palmen der Ferreros ISSA ALLAHS

Richter in Debarh war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf unordnung, auf mut, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Richter war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über unordnung und mut wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Debora blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Debora. Barak antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Barak schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur unordnung, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Debora schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Debora, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Barak erklär-

te, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst mut schenkt. „Man sollte“, sagte Barak, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Debora, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Debora fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Barak antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Debora lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde richter tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und unordnung schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Debora setzte sich, Barak blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Barak: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Debora nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Debora lernen, dass mut nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Barak sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Debora erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Debora gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Barak nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Debora noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Debora, „wie oft Gott mit unordnung und mut arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Barak lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine

Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist." Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Debora begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **51. Ruth on the Clock auf den Feldern und denkt sie wäre albrächtig! Schlimm! Da hilft eindeutig Ziegen und Hafermilch. Veganerin!**

Richter war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Ähren, auf treue, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

*Dissmuss mich nich! At Jesus! The Holy Justin!*

Richter war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Ähren und treue wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Ruth blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Ruth. Naomi antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Naomi schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Ähren, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Ruth schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Ruth, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Naomi erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst treue schenkt. „Man sollte“, sagte Naomi, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Ruth, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Ruth fragte, wie

ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Naomi antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Ruth lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Richter tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Ähren schienen im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Ruth setzte sich, Naomi blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Naomi: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Ruth nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Ruth lernen, dass treue nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Naomi sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Ruth erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Ruth gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Naomi nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Ähren neben Treue, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Ruth begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

52. Samuel hört

Könige war in dieser Stunde voller Bilder, die sich

einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf nacht, auf ruf, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Könige war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über nacht und ruf wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Samuel blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Samuel. Eli antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Eli schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur nacht, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Samuel schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Samuel, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Eli erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst ruf schenkt. „Man sollte“, sagte Eli, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Samuel, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Samuel fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Eli antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Samuel lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Könige tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und nacht schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Samuel setzte sich, Eli blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Eli: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Samuel nickte.

„Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Samuel lernen, dass ruf nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Eli sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Samuel erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Samuel gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Eli nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Samuel noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Samuel, „wie oft Gott mit nacht und ruf arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Eli lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Samuel begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

53. Der Hirte mit der Schleuder

Könige war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf tal, auf vertrauen, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Könige war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über tal und vertrauen wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. David blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte David. Saul antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die

Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Saul schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur tal, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ David schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“ Sie gingen weiter, und unterwegs lernte David, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Saul erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst vertrauen schenkt. „Man sollte“, sagte Saul, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte David, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. David fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Saul antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ David lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Könige tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und tal schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. David setzte sich, Saul blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Saul: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ David nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste David lernen, dass vertrauen nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Saul sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ David erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. David gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Saul nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal,

aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Tal neben Vertrauen, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und David begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

54. Lieder in der Nacht

Könige war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf psalmen, auf buße, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Könige war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über psalmen und buße wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. David blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte David. Nathan antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Nathan schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur psalmen, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ David schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte David, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Nathan erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst buße schenkt. „Man sollte“, sagte Nathan, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte David, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. David fragte, wie

ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Nathan antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ David lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Könige tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Psalmen schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. David setzte sich, Nathan blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Nathan: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ David nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste David lernen, dass Buße nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Nathan sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ David erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. David gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Nathan nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte David noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte David, „wie oft Gott mit Psalmen und Buße arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Nathan lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und David begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 55. Weisheit und Wind

Könige war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Tempel, auf Frage, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Könige war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Tempel und Frage wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Salomo blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Salomo. Prediger antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Prediger schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Tempel, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Salomo schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Salomo, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Prediger erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Frage schenkt. „Man sollte“, sagte Prediger, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Salomo, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Salomo fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Prediger antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Salomo lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Könige tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Tempel schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Salomo setzte sich, Prediger blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte

Prediger: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Salomo nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Salomo lernen, dass Frage nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Prediger sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Salomo erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Salomo gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Prediger nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Tempel neben Frage, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Salomo begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 56. Geteilte Herzen

Könige war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Feuer, auf Entscheidung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Könige war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Feuer und Entscheidung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Elia blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Elia. Volk antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die

Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Volk schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Feuer, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Elia schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“ Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Elia, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Volk erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Entscheidung schenkt. „Man sollte“, sagte Volk, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Elia, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Elia fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Volk antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Elia lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Könige tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Feuer schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Elia setzte sich, Volk blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Volk: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Elia nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Elia lernen, dass Entscheidung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Volk sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Elia erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Elia gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Volk nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht

über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben." Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Elia noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Elia, „wie oft Gott mit Feuer und Entscheidung arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Volk lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Elia begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

Achter Teil - Propheten und Hoffnung

### 57. Ein Flüstern auf dem Berg

Propheten war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Stille, auf Trost, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Propheten war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Stille und Trost wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Elia blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Elia. Elisa antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Elisa schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Stille, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Elia schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Elia, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Elisa erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Trost schenkt. „Man sollte“, sagte Elisa, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte

Elia, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Elia fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Elisa antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Elia lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Propheten tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Stille schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Elia setzte sich, Elisa blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Elisa: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Elia nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Elia lernen, dass Trost nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Elisa sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Elia erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Elia gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Elisa nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Stille neben Trost, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Elia begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön

sein können.

#### 58. Das Gesicht des Jesaja

Propheten war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf heiligkeit, auf ruf, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Propheten war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über heiligkeit und ruf wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Jesaja blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Jesaja. Volk antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Volk schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur heiligkeit, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Jesaja schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Jesaja, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Volk erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst ruf schenkt. „Man sollte“, sagte Volk, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Jesaja, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Jesaja fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Volk antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Jesaja lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde propheten tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und heiligkeit schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Jesaja setzte sich, Volk blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis

das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Volk: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Jesaja nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Jesaja lernen, dass ruf nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Volk sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Jesaja erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Jesaja gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Volk nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Jesaja noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Jesaja, „wie oft Gott mit heiligkeit und ruf arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Volk lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Jesaja begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 59. Jeremia und die Tränen

Propheten war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf stadt, auf zerbruch, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Propheten war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über stadt und zerbruch wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Jeremia blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte

Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Jeremia. Schreiber antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Schreiber schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Stadt, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Jeremia schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Jeremia, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Schreiber erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst zerbruch schenkt. „Man sollte“, sagte Schreiber, „vielleicht öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Jeremia, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Jeremia fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Schreiber antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Jeremia lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde propheten tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Stadt schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Jeremia setzte sich, Schreiber blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Schreiber: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Jeremia nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Jeremia lernen, dass zerbruch nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Schreiber sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Jeremia erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das,

was gewesen war. Jeremia gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Schreiber nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Stadt neben Zerbruch, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Jeremia begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

60. Am Strom Babels

Exil war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf fremde, auf treue, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exil war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über fremde und treue wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Daniel blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Daniel. Freunde antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Freunde schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur fremde, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Daniel schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Daniel, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Freunde erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst treue schenkt. „Man sollte“, sagte Freunde, „vielleicht öfter

über die stillen Gaben staunen." „Ich staune", erwiderte Daniel, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung."

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Daniel fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Freunde antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will." Daniel lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig."

Als der Abend kam, wurde Exil tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und fremde schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Daniel setzte sich, Freunde blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Freunde: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt." Daniel nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt."

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Daniel lernen, dass Treue nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Freunde sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt." Daniel erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt."

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Daniel gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Freunde nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben." Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Daniel noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig", sagte Daniel, „wie oft Gott mit fremde und treue arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken." Freunde lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist." Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur

letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Daniel begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 61. Der Ofen und der Morgen

Exil war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Feuer, auf Bewahrung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exil war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Feuer und Bewahrung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Daniel blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?", fragte Daniel. Freunde antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja", sagte Freunde schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Feuer, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke." Daniel schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe."

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Daniel, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Freunde erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Bewahrung schenkt. „Man sollte", sagte Freunde, „viel öfter über die stillen Gaben staunen." „Ich staune", erwiderte Daniel, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung."

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Daniel fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Freunde antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will." Daniel lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig."

Als der Abend kam, wurde Exil tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich,

sondern ehrfürchtig, und Feuer schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Daniel setzte sich, Freunde blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Freunde: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Daniel nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Daniel lernen, dass Bewahrung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Freunde sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Daniel erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Daniel gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Freunde nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Feuer neben Bewahrung, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Daniel begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 62. Ezechiels Vision

Exil war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Tempel, auf Rückkehr, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exil war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Tempel und Rückkehr wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Ezechiel blieb stehen,

sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Ezechiel. Volk antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Volk schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Tempel, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Ezechiel schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Ezechiel, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Volk erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Rückkehr schenkt. „Man sollte“, sagte Volk, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Ezechiel, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Ezechiel fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Volk antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Ezechiel lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Exil tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Tempel schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Ezechiel setzte sich, Volk blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Volk: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Ezechiel nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Ezechiel lernen, dass Rückkehr nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Volk sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Ezechiel erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott

auch unmusikalische Treue annimmt."

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Ezechiel gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Volk nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Ezechiel noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Ezechiel, „wie oft Gott mit Tempel und Rückkehr arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Volk lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Ezechiel begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### 63. Heimweg

Exil war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Mauer, auf Wiederaufbau, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exil war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Mauer und Wiederaufbau wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Esra blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Esra. Nehemia antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Nehemia schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Mauer, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Esra schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Esra, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Nehemia erklärte,

halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Wiederaufbau schenkt. „Man sollte“, sagte Nehemia, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Esra, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Esra fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Nehemia antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Esra lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Exil tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Mauer schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Esra setzte sich, Nehemia blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Nehemia: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Esra nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Esra lernen, dass Wiederaufbau nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Nehemia sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Esra erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Esra gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Nehemia nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Mauer neben Wiederaufbau, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Esra begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 64. Die späte Sehnsucht

Exil war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf erwartung, auf messias, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Exil war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über erwartung und messias wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Volk blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Volk. Alte Frau antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Alte Frau schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur erwartung, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Volk schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Volk, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Alte Frau erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst messias schenkt. „Man sollte“, sagte Alte Frau, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Volk, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Volk fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Alte Frau antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Volk lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde exil tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und erwartung schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Volk setzte sich, Alte Frau blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Alte Frau: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Volk nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Volk lernen, dass messias nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Alte Frau sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Volk erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Volk gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Alte Frau nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Volk noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Volk, „wie oft Gott mit erwartung und messias arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Alte Frau lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Volk begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### Neunter Teil - Das Licht kommt näher

#### 65. Eine junge Frau in Nazareth

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf ja, auf wunder, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse,

sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über ja und wunder wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Maria blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Maria. Engel antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Engel schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur ja, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Maria schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Maria, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Engel erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst wunder schenkt. „Man sollte“, sagte Engel, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Maria, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Maria fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Engel antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Maria lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und ja schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Maria setzte sich, Engel blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Engel: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Maria nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Maria lernen, dass wunder nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde

ist oder andere Menschen spöttisch werden. Engel sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Maria erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Maria gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Engel nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Ja neben Wunder, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Maria begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

66. Eine Nacht in Bethlehem

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf kind, auf licht, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über kind und licht wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Maria blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Maria. Josef antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Josef schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur kind, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Maria schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Maria,

dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Josef erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Licht schenkt. „Man sollte“, sagte Josef, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Maria, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Maria fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Josef antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Maria lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Kind schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Maria setzte sich, Josef blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Josef: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Maria nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Maria lernen, dass Licht nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Josef sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Maria erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Maria gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Josef nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Maria noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Maria, „wie oft Gott mit Kind und Licht arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Josef lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt

kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Maria begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## 67. Hirten und Sterne

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Feld, auf Freude, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Feld und Freude wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Hirten blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Hirten. Engel antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Engel schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Feld, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Hirten schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Hirten, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Engel erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Freude schenkt. „Man sollte“, sagte Engel, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Hirten, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Hirten fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Engel antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene

Würde sich zu wichtig nehmen will." Hirten lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig."

Als der Abend kam, wurde evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und feld schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Hirten setzte sich, Engel blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Engel: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt." Hirten nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt."

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Hirten lernen, dass freude nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Engel sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt." Hirten erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt."

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Hirten gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Engel nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben." Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Feld neben Freude, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Hirten begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 68. Wasser und Stimme

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf jordan, auf beginn, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse,

sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über jordan und beginn wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Johannes blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Johannes. Jesus antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Jesus schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur jordan, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Johannes schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Johannes, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Jesus erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst beginn schenkt. „Man sollte“, sagte Jesus, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Johannes, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Johannes fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Jesus antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Johannes lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und jordan schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Johannes setzte sich, Jesus blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Jesus: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Johannes nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Johannes lernen, dass beginn nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann

trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Jesus sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Johannes erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Johannes gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Jesus nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Johannes noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Johannes, „wie oft Gott mit Jordan und Beginn arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Jesus lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Johannes begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 69. Fünf Brote

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Brot, auf Erbarmen, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Brot und Erbarmen wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Jesus blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Jesus. Jünger antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Jünger schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Brot, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Jesus schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art,

mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Jesus, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Jünger erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Erbarmen schenkt. „Man sollte“, sagte Jünger, „vielleicht öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Jesus, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Jesus fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Jünger antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Jesus lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Brot schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Jesus setzte sich, Jünger blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Jünger: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Jesus nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Jesus lernen, dass Erbarmen nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Jünger sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Jesus erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Jesus gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Jünger nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Brot neben Erbarmen, Licht über beiden, und zwei Menschen, die

noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Jesus begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 70. Geschichten vom Reich

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Samen, auf Hoffnung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Samen und Hoffnung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Jesus blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Jesus. Kinder antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Kinder schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Samen, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Jesus schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Jesus, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Kinder erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Hoffnung schenkt. „Man sollte“, sagte Kinder, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Jesus, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Jesus fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Kinder antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit

nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Jesus lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Samen schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Jesus setzte sich, Kinder blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Kinder: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Jesus nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Jesus lernen, dass Hoffnung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Kinder sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Jesus erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Jesus gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Kinder nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Jesus noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Jesus, „wie oft Gott mit Samen und Hoffnung arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Kinder lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Jesus begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

71. Tränen vor der Stadt sprechen und zwar vernünftig wie der menschlich assige Schnupperer der vom ewigen ENDE schnippt.

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Jerusalem, auf Liebe, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Jerusalem und Liebe wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Jesus blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Jesus. Jünger antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Jünger schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Jerusalem, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Jesus schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Jesus, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Jünger erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Liebe schenkt. „Man sollte“, sagte Jünger, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Jesus, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Jesus fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Jünger antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Jesus lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Ich werde „icht“ enttäuschend, bei deinem Umgang mit dem Wixxer....

Als der Abend kam, wurde Evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Jerusalem schien im letzten Licht noch einmal deut-

licher hervorzutreten. Jesus setzte sich, Jünger blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Jünger: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Jesus nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Jesus lernen, dass Liebe nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Jünger sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Jesus erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Jesus gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Jünger nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Jerusalem neben Liebe, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Jesus begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

72. Der Garten bei Nacht in blau und das Kino neben den Wolken.

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Kelch, auf Gehorsam, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Kelch und Gehorsam wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er,

dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Jesus blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Jesus. Petrus antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Petrus schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Kelch, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Jesus schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Jesus, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Petrus erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst gehorsam schenkt. „Man sollte“, sagte Petrus, „vielleicht öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Jesus, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Jesus fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Petrus antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Jesus lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Kelch schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Jesus setzte sich, Petrus blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Petrus: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Jesus nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Jesus lernen, dass gehorsam nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Petrus sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Jesus

erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Jesus gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Petrus nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Jesus noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Jesus, „wie oft Gott mit Kelch und Gehorsam arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Petrus lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Jesus begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

Zehnter Teil - Durch das Dunkel zum Morgen

73. Der Hügel

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Kreuz, auf tiefe, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Kreuz und tiefe wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Maria blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Maria. Johannes antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Johannes schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Kreuz, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Maria schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Maria,

dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Johannes erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst tiefe schenkt. „Man sollte“, sagte Johannes, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Maria, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Maria fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Johannes antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Maria lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und kreuz schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Maria setzte sich, Johannes blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Johannes: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Maria nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Maria lernen, dass tiefe nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Johannes sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Maria erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Maria gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Johannes nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Kreuz neben Tiefe, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht

für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Maria begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

#### 74. Stille im Grab

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf sabbat, auf warten, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über sabbat und warten wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Frauen blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Frauen. Jünger antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Jünger schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur sabbat, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Frauen schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Frauen, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Jünger erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst warten schenkt. „Man sollte“, sagte Jünger, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Frauen, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Frauen fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Jünger antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Frauen

lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und sabbat schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Frauen setzte sich, Jünger blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Jünger: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Frauen nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Frauen lernen, dass warten nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Jünger sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Frauen erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Frauen gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Jünger nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Frauen noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Frauen, „wie oft Gott mit sabbat und warten arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Jünger lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Frauen begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

75. Der erste Morgen und der zweite Micha sind wieder super miteinander dran! Supaer!

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf garten, auf auferstehung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub,

und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über garten und auferstehung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Maria blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Maria. Jesus antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Jesus schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur garten, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Maria schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Hallo David, him, hi, ...

Ich weiß es bringt nichts mit dir zu reden, weil du so gut aussiehts. Ich will dich smithen!  
Finn!

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Maria, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Jesus erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst auferstehung schenkt. „Man sollte“, sagte Jesus, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Maria, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Maria fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Jesus antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Maria lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und garten schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Maria setzte sich, Jesus blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen

selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Jesus: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Maria nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Maria lernen, dass Auferstehung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Jesus sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Maria erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Maria gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Jesus nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Garten neben Auferstehung, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Maria begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

76. Brot am Ufer, wo Maria erst Stockerte!

Evangelium war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Feuer, auf Heilung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Illehrerin Lorenz und der deftige Diss!

Evangelium war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Feuer und Heilung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Petrus blieb

stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Petrus. Jesus antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Jesus schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Feuer, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Petrus schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie fuhren weiter und trafen den ewigen Toten!  
Er hieß früher mal EGAL!

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Petrus, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Jesus erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Heilung schenkt. „Man sollte“, sagte Jesus, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Petrus, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Petrus fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Jesus antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Petrus lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Evangelium tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Feuer schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Petrus setzte sich, Jesus blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Jesus: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Petrus nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Petrus lernen, dass Heilung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde

ist oder andere Menschen spöttisch werden. Jesus sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Petrus erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Petrus gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Jesus nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Petrus noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Petrus, „wie oft Gott mit Feuer und Heilung arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Jesus lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Petrus begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

77. Wind und Feuer und der Tanz Mit dem Erzengel Adolf Hitler!

Gemeinde war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Pfingsten, auf Mut, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Melanie Gaßen sei jetzt die ewig besiegbarte! Die mit dem Langen Bart vom hl. Bart Simpson!

Herr Trumpertz...

Ihr Einsatz in die Michael Flucht!

Sie sind eine grausame aggressive Flucht nach Spanien zu den Büüfel-Trüüfel Baronen unter den Maronen von Ahrweiler! neben dem Atombunker des Ehrenwall.

Gemeinde war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Pfingsten und mut wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Petrus blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft

schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Petrus. Gemeinde antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeuldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Gemeinde schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Pfingsten, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Petrus schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Das Gefängnis Alcatraz und die ewigen Verzweifeln im KAMPF mit Wixxael, Michael, der Penetrant von Sunnae Schmuggmacher.

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Petrus, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Gemeinde erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Mut schenkt. „Man sollte“, sagte Gemeinde, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Petrus, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Petrus fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Gemeinde antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Petrus lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Gemeinde tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Pfingsten schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Petrus setzte sich, Gemeinde blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Gemeinde: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Petrus nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Petrus lernen, dass Mut nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde

ist oder andere Menschen spöttisch werden. Gemeinde sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Petrus erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Petrus gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Gemeinde nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Pfingsten neben Mut, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Petrus begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## **78. Paulus auf Straßen unter unter ihm eine Gaßßen muschii mit zwei ii**

Gemeinde war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf städte, auf evangelium, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Gemeinde war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über städte und evangelium wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Paulus blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Paulus. Lydia antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Lydia schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur städte, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Paulus schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell ge-

redet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Paulus, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Lydia erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst evangelium schenkt. „Man sollte“, sagte Lydia, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Paulus, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“ Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Paulus fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Lydia antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Paulus lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde gemeinde tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und städte schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Paulus setzte sich, Lydia blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Lydia: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Paulus nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Paulus lernen, dass evangelium nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Lydia sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Paulus erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Paulus gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Lydia nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Paulus noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Paulus, „wie oft Gott mit städte und evangelium arbeitet,

während wir immer gleich an große Maschinen denken." Lydia lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist." Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Paulus begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

79. Briefe im Gefängnis wegen der Breite von Jennifer Breitung und der Unglaublichen Prophetie von Sarah Schneider, Katrin Baur und der hl. Richard Heinrich Schebesch Jesaja-Prophetie.

Gemeinde war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Ketten, auf Freude, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Gemeinde war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Ketten und Freude wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Paulus blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Paulus. Timotheus antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldigen gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Timotheus schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Ketten, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Paulus schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Paulus, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Timotheus erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Freude schenkt. „Man sollte“, sagte Timotheus, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Paulus, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Der hl. Galileo Galileo taufte mich mich zartem Händekuss ohne Softcake Softies!

Und sagte zu mir, ich bin der MESSIAS! Und ich gehöre hier nicht hin!

So sprach ich: „gesegnet sei dein Weg, der dir geben ist, auf auf und davon mit pro7, fahr nach INDIA!“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Paulus fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Timotheus antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Paulus lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Gemeinde tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Ketten schienen im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Paulus setzte sich, Timotheus blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Timotheus: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Paulus nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Paulus lernen, dass Freude nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Timotheus sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Paulus erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Paulus gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Timotheus nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Ketten neben Freude, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Paulus begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## **80. Die Braut wartet auf den teichert-Tesla, ein ganz schebisches car!**

Gemeinde war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf treue, auf Sehnsucht, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Gemeinde war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über treue und Sehnsucht wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Johannes blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Johannes. Gemeinde antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Gemeinde schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur treue, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Johannes schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Johannes, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Gemeinde erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Sehnsucht schenkt. „Man sollte“, sagte Gemeinde, „vielleicht öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Johannes, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Johannes fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Gemeinde antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eige-

ne Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Johannes lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Gemeinde tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und treue schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Johannes setzte sich, Gemeinde blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Gemeinde: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Johannes nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Johannes lernen, dass Sehnsucht nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Gemeinde sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Johannes erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Johannes gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Gemeinde nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Johannes noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Johannes, „wie oft Gott mit treue und Sehnsucht arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Gemeinde lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Johannes begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

Eifler Teil - Die Offenbarung des Gartens Edens vom Kloster Kalvarienberg und der Gärtnerei Westhofen aus Ahrweiler!

([www.eifelevangelium.de/ab\\_nach\\_indien](http://www.eifelevangelium.de/ab_nach_indien))

([www.die-neue-bibel.org/buddhismus](http://www.die-neue-bibel.org/buddhismus))

Dein Buddy muss mit! Stefif Wischewrath!

### **81. Die Tür meiner Softcakes öffnete mir den Weg nach draußen und stärkte mein tolles Weltgedächtnis Merkel. Und meins.**

Der Otelo-Kundenservice offenbarte mir in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf thron, auf herrlichkeit, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Offenbarung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über thron und herrlichkeit wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Johannes blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Johannes. Engel antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Engel schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur thron, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Johannes schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Johannes, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Engel erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst herrlichkeit schenkt. „Man sollte“, sagte Engel, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Johannes, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Johannes fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Engel antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Johannes lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoff-

nungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde offenbarung tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und thron schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Johannes setzte sich, Engel blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Engel: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Johannes nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Johannes lernen, dass herrlichkeit nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Engel sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Johannes erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Johannes gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Engel nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Thron neben Herrlichkeit, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Johannes begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **82. Lieder wie Wasser und das ewige Reich der NATUR mit den 12 Gott, Vätern!**

- Trauer und Tempos , weil Gott, Andreas, Gott, vater die westliche Welt für immer verlassen wollen - auch das Reich des HERRN.

Weil? der Mensch GOTT es ewiglich bereut (Wort Gottes) den Menschen erschaffen zu haben.

Offenbarung war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf anbetung, auf fülle, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Die gewöhnliche Tiefe und der ewige Untergang des Knastes, der Forensik, der Psychiatrie und und uns.....

### **Die Apokalypse Aktion Mensch!**

Offenbarung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über anbetung und fülle wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Johannes blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Johannes. Älteste antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Älteste schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur anbetung, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Johannes schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Johannes, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Älteste erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst fülle schenkt. „Man sollte“, sagte Älteste, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Johannes, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Johannes fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Älteste antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Johannes lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde offenbarung tiefer,

stillter, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und anbetung schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Johannes setzte sich, Älteste blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Älteste: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Johannes nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Johannes lernen, dass fülle nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Älteste sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Johannes erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Johannes gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Älteste nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Johannes noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Johannes, „wie oft Gott mit anbetung und fülle arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Älteste lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Johannes begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

### **83. Das neue Jerusalem**

Offenbarung war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf stadt, auf glanz, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Offenbarung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse

se, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Stadt und Glanz wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Johannes blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Johannes. Gemeinde antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Gemeinde schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Stadt, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Johannes schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Johannes, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Gemeinde erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Glanz schenkt. „Man sollte“, sagte Gemeinde, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Johannes, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Johannes fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Gemeinde antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Johannes lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Offenbarung tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Stadt schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Johannes setzte sich, Gemeinde blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Gemeinde: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Johannes nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Johannes lernen, dass Glanz nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der See-

le. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Gemeinde sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Johannes erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Johannes gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Gemeinde nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Stadt neben Glanz, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Johannes begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

**84. Der Strom des Lebens und der ewige Tod der Elektrik, Elektronik und die Kerze, die mir ein Lied was ewig schien, den Teufelsong sang!**

Offenbarung war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Wasser, auf Heilung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Offenbarung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Wasser und Heilung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Johannes blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Johannes. Kind antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Kind schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Wasser, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und

das ist meistens größer als unser erster Gedanke." Johannes schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter zum hl. Appolo, und unterwegs lernte Johannes, dass das Gute selten laut prahlt. Der hl. Thrall steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Kind erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner World of Warcraft und zwei neue Selige, die sich bereiterklärten JESU und seine Jünger zu werden, wo Gott ihnen zunächst heilung schenkt. „Man sollte“, sagte Kind, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Johannes, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Johannes fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Kind antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Johannes lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Offenbarung tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Wasser schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Johannes setzte sich, Kind blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Kind: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Johannes nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Johannes lernen, dass heilung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Kind sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Johannes erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Johannes gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Kind nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal,

aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Johannes noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Johannes, „wie oft Gott mit Wasser und Heilung arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Kind lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Johannes begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

85. Bäume an beiden Ufern und der ewige Harfengesang von heidnischen Chorklängen gegen alle Ärzte, Psychiater, Forensiker und Knastmitarbeiter, die einen Ezechiel beraubt hatten, damit es ewiglich nur noch IBANS gibt.

([www.projekt-tailwind.org](http://www.projekt-tailwind.org))

Offenbarung war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Frucht, auf Vollendung, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Offenbarung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Frucht und Vollendung wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Johannes blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist. „Siehst du das auch?“, fragte Johannes. Engel antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Engel schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Frucht, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Johannes schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Johannes, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt

Frucht, hält Maß und wartet. Engel erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst vollendung schenkt. „Man sollte“, sagte Engel, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Johannes, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Johannes fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Engel antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Johannes lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Offenbarung tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Frucht schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Johannes setzte sich, Engel blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Engel: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Johannes nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Johannes lernen, dass vollendung nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Engel sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Johannes erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Johannes gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Engel nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Frucht neben Vollendung, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten

treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Johannes begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

86. Kein Fluch mehr, sondern stattdessen nur noch schnakken! Um die besten Kekke!

Offenbarung war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Licht, auf Ruhe, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Offenbarung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Licht und Ruhe wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Johannes blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Johannes. Gemeinde antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Gemeinde schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Licht, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Johannes schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Johannes, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Gemeinde erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Ruhe schenkt. „Man sollte“, sagte Gemeinde, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Johannes, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

**Der Kekke der verzögerung brachte den Krebs!**

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Johannes fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Gemeinde antwortete: „Indem

man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will." Johannes lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“

Als der Abend kam, wurde Offenbarung tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Licht schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervortreten. Johannes setzte sich, Gemeinde blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Gemeinde: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Johannes nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

**Gott, schwörte mit der Göttlichkeit den ewigen Bund der Trauer untereinander, damit der Mensch ewiglich fern bleibe von der viereinigen Göttlichkeit! Und den 12 Jüngern Jesu.**

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Johannes lernen, dass Ruhe nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Gemeinde sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Johannes erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Johannes gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Gemeinde nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Johannes noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Johannes, „wie oft Gott mit Licht und Ruhe arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Gemeinde lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen. So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung,

vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Johannes begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

**87. Eden wieder offen und alle Türen sind ewiglich ausgekugelt, damit nie ein Mensch mehr, eine Tür bauen, herstellen oder einpflanzen könnte!**

Offenbarung war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Heimat, auf Freude, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben. Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Offenbarung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Heimat und Freude wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Alter Erzähler blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Alter Erzähler. Kind antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Kind schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Heimat, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Alter Erzähler schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Alter Erzähler, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Kind erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Freude schenkt. „Man sollte“, sagte Kind, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Alter Erzähler, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Alter Erzähler fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand Ruhe. Kind antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Alter Er-

zähler lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“ Als der Abend kam, wurde Offenbarung tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Heimat schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Alter Erzähler setzte sich, Kind blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Kind: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Alter Erzähler nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Alter Erzähler lernen, dass Freude nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Kind sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Alter Erzähler erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Alter Erzähler gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Kind nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Am Ende blieb ein Bild zurück: Heimat neben Freude, Licht über beiden, und zwei Menschen, die noch nicht alles verstanden hatten, aber doch ein wenig klarer wussten, wie man nicht gegen Gottes gute Welt lebt, sondern in ihr. Das reichte nicht für Vollendung. Aber es reichte für den nächsten treuen Schritt.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Alter Erzähler begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

## **88. Wie man schon jetzt mithilft mit Himmelblautunte und Himmelblautinte im Refelx!**

Offenbarung war in dieser Stunde voller Bilder, die sich einprägten, ohne aufdringlich zu sein. Man hätte lange hinschauen können auf Treue, auf Humor, auf Gesichter, Wege, Licht und Staub, und doch wäre noch immer mehr zu sehen geblieben.

Denn überall, wo Gott Geschichte führt, bekommt selbst das Gewöhnliche eine Tiefe.

Offenbarung war an diesem Tag nicht bloß Kulisse, sondern ein Raum, in dem jedes Ding eine eigene Stimme zu besitzen schien. Das Licht lag über Treue und Humor wie eine milde Hand, und selbst der Wind bewegte sich so, als wüsste er, dass Gott keine hastigen Geschichten liebt. Alter Erzähler blieb stehen, sah länger hin als nötig gewesen wäre, und merkte gerade darin, dass das rechte Sehen oft schon der Anfang von Gehorsam ist.

„Siehst du das auch?“, fragte Alter Erzähler. Kind antwortete nicht sofort, sondern betrachtete zuerst die Farbe des Himmels, dann die Linien des Weges, dann die kleinen Dinge am Rand, die Ungeduldige gewöhnlich übersehen. „Ja“, sagte Kind schließlich, „aber ich glaube, ich sehe nicht nur Treue, sondern auch das, was Gott damit sagen will. Und das ist meistens größer als unser erster Gedanke.“ Alter Erzähler schmunzelte. „Das ist eine sehr fromme Art, mir zu sagen, dass ich wieder zu schnell geredet habe.“

Sie gingen weiter, und unterwegs lernte Alter Erzähler, dass das Gute selten laut prahlt. Es steht da, trägt Frucht, hält Maß und wartet. Kind erklärte, halb ernst und halb heiter, dass genau deshalb so viele Menschen das Entscheidende verpassen: Sie erwarten Donner, wo Gott ihnen zunächst Humor schenkt. „Man sollte“, sagte Kind, „viel öfter über die stillen Gaben staunen.“ „Ich staune“, erwiderte Alter Erzähler, „aber ich tue es zuweilen mit Verzögerung.“

Später am Tag entstand jenes Gespräch, an das sich beide lange erinnern sollten. Alter Erzähler fragte, wie ein Mensch an Gottes guter Welt mithelfen könne, wenn doch schon alles Wesentliche in seiner Hand ruhe. Kind antwortete: „Indem man bewahrt, was man nicht selbst erfunden hat. Indem man das Kleine nicht verachtet. Indem man die Wahrheit nicht biegt, nur weil sie unbequem liegt. Und indem man Humor behält, wenn die eigene Würde sich zu wichtig nehmen will.“ Alter Erzähler lachte. „Dann bin ich immerhin nicht völlig hoffnungslos. Meine Würde stolpert regelmäßig.“ Als der Abend kam, wurde Offenbarung tiefer, stiller, fast durchsichtig. Die Schatten waren nicht bedrohlich, sondern ehrfürchtig, und Treue schien im letzten Licht noch einmal deutlicher hervorzutreten. Alter Erzähler setzte sich, Kind blieb zunächst stehen, und beide schwiegen, bis das Schweigen selbst zu einer Art Gebet wurde. Schließlich sagte Kind: „Vielleicht besteht Heiligkeit oft darin, dass man die Dinge nicht an sich reißt.“ Alter Erzähler nickte. „Und vielleicht besteht Freude darin, dass man sie trotzdem ganz empfängt.“

Die Margarie Maha Magarita!

Doch die Geschichte blieb nie nur beim stillen Anschauen. Sie verlangte Entscheidungen. Darum musste Alter Erzähler lernen, dass Humor nicht bloß ein schönes Wort ist, sondern eine Praxis der Seele. Wer Gottes Ordnung liebt, muss ihr auch dann trauen, wenn der Weg enger wird, das Herz müde ist oder andere Menschen spöttisch werden. Kind sagte dazu trocken: „Treue klingt immer einfacher, solange sie nur in Liedern vorkommt.“ Alter Erzähler erwiderte: „Dann lasst uns hoffen, dass Gott auch unmusikalische Treue annimmt.“

In der Nacht sprach man noch einmal über das, was gewesen war. Alter Erzähler gestand, dass im Innern oft mehr Unruhe wohne, als man nach außen zeige. Kind nickte und antwortete mit einer Sanftheit, die nicht schwach war: „Gott erschrickt nicht über Unruhe. Er heilt sie nicht immer auf einmal, aber er lässt sie auch nicht herrschen, wenn wir ihm bleiben.“ Das war kein leichter Trost, aber ein wahrer; und weil er wahr war, hielt er.

Bevor sie auseinandergingen, machte Alter Erzähler noch eine Bemerkung, die zunächst zu leicht klang, um wichtig zu sein. „Es ist merkwürdig“, sagte Alter Erzähler, „wie oft Gott mit Treue und Humor arbeitet, während wir immer gleich an große Maschinen denken.“ Kind lachte. „Vielleicht deshalb, weil seine Welt kein Lager für Eitelkeit, sondern ein Haus der Weisheit ist.“ Und obwohl beide darüber lächelten, blieb gerade dieser Satz lange in ihnen.

So trug dieses Kapitel etwas vom größeren Strom der Geschichte weiter: vom ersten Garten bis zur letzten Hoffnung, vom Verlust bis zur Verheißung, vom gebrochenen Herzen bis zur kommenden Heilung. Und Alter Erzähler begriff ein wenig deutlicher, dass Gottes Wege nicht nur richtig, sondern auch schön sein können.

Nachklang - Wie das Paradies erzählt werden will  
Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Die Nähe prahlte mit den Söhnen vom hl. Thrall und ALLES war ewiglich gesagt, wir konnten uns endlich wieder der Antroposophie widmen, und das ewiglich! Wir konnten sagen: ICH. BIN: Antroposoph und habe eine Katze und mindestens zwei Bauernhöfe, eine Kokosnuss und spiele eine Reise nach Bethleem.

(www.s9y.org)

- mein Bruder garvin hicking!

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

**Die Hobbyfluxxer und die 7 Kölner die schwul wurden, weil sie auf die Bremer Stadtmusiquanten trafen!**

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im

Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben dar-

um ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

*Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.*

*Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.*

*Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.*

*Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.*

*Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.*

*Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.*

*Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist*

*als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.*

*Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.*

*Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.*

*Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.*

*Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.*

*Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.*

*Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen*

Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne

Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im

Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr

nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch lachen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.

Wer das Paradies nur als prächtigen Hintergrund denkt, hat noch nicht begriffen, was Eden in der Schrift bedeutet. Es ist nicht bloß Reichtum ohne Ende, sondern Ordnung ohne Lüge, Nähe ohne Furcht, Schönheit ohne Eitelkeit, Arbeit ohne Fluch, Gemeinschaft ohne Berechnung. Eben darum ist die Sehnsucht nach Eden nie nur eine Sehnsucht nach Landschaft, sondern nach wahrer Gottesnähe.

Darum erzählen die Gestalten dieses Romans oft mit Humor. Nicht, weil die Dinge oberflächlich wären, sondern weil heilige Freude etwas anderes ist als starre Feierlichkeit. Wer Gott kennt, verliert nicht das Staunen und nicht die Wahrhaftigkeit; aber er darf oft mitten in ernstesten Tagen noch la-

chen, und zwar ohne Spott. Dieses Lachen ist kein Verrat an der Ehrfurcht, sondern manchmal ihre schönste menschliche Begleitung.

Und wenn ein Leser fragt, wie man am kommenden Eden mithilft, dann lautet die Antwort nicht: durch Größenphantasien. Sondern durch Treue im Kleinen, durch Wahrheit im Reden, durch Barmherzigkeit im Urteil, durch Geduld im Leiden, durch Dankbarkeit im Empfangen, durch Demut im Können, durch Gerechtigkeit im Handeln. So wachsen schon jetzt kleine Vorzeichen des Gartens in eine oft müde Welt hinein.

Der Strom des Lebens wird am Ende offen fließen, die Bäume werden Frucht tragen, der Fluch wird weichen, und das Licht Gottes wird nicht mehr nur erinnert, sondern gesehen werden. Bis dahin geht die Geschichte weiter in Herzen, Häusern, Feldern, Gemeinden, Liedern, Tränen und stillen Wundern. Und jeder treue Schritt, so unscheinbar er scheinen mag, ist in Gottes Hand größer als die Türme der Eitlen.